Arbeit unverhältnismäßig schwierig und gefährlich, und er kam sich deshalb in einer Anwandlung törichter Sentimentalität jetzt nach einem Lebensalter bemitleidenswert und bedauernswert vor. Ja, es gelang ihm, noch einmal einen Widerschein jener dumpfen und entschlossenen Wut zu empfinden, die ihn aus der Armut dieses dalmatinischen Dorfes herausgetrieben, die ihn bis nach Amerika gehetzt und ihn dort durch unbeschreibliche Härte gegen sich und andere gewissermaßen zu seinem eigenen Aufstieg gezwungen hatte.

Nun stand er oben am Eingang. Zypressen wie schwarze Türme starrten jenseits der niedrigen Steinmauer. Die Tür war offen. Oh, wie gut kannte er den Eingang! Eine ältliche Frau im Kopftuch kam ihm entgegen, einen Block gelber Eintrittskarten in der Hand. Sie riß eine ab, reichte sie ihm und sagte mit gleichgültiger Stimme: „Zehn Dinar! Für Besichtigung.“ Er bezahlte schweigend, aber mit dem Gesicht eines peinlich Ueberraschten. Das war neu hier. Lebte der Alte nicht mehr?

Der Herr im amerikanischen Sportanzug und mit dem Bürgerpaß der USA. in der Brusttasche ging also dem Hause zu. Dort zweigte der Weg zum Brunnen ab, vorbei an der berühmten Rarität des Gartens, an dem großen indischen Kampferbaum, der mehr als hundert Jahre schon als einziger seiner Art an dieser europäischen Küste hier grünte. Den Brunnen fanden die Fremden wohl nicht so leicht; er war damals schon ganz in tiefgrüne Schatten versunken gewesen. Und dort hatten sie Abschied voneinander genommen, so wie Buben Abschied nehmen, die keine Ahnung davon haben, wie die Welt und die Zukunft in Wahrheit aussieht. Duschan war dageblieben. Duschan hatte den großen Besitz, das Haus, den uralten Namen zu bewahren. Sein Leben war vorgezeichnet.

Für Ivan aber war alles unsicher und gewiß nur Armut und Enge. Ja, er zog mit einer würgenden Bitternis davon. Er kam sich von vornherein als der Benachteiligte vor, und er hätte gern die Heimat nicht verlassen, hätte er so wie der andere als Graf Carozza leben können. Und doch hatte sich alles anders gewendet, und als er jetzt zu flüchtigem Besuch wiederkehrte, auf der eigenen Jacht, da wäre es ihm wie eine lächerliche Verbannung vorgekommen, hier sein Leben zu beschließen. —

Im Flur des Hauses steht ein Tisch mit Ansichtskarten. Den Verkauf überwacht ein alter Mann mit dünnem, weißem Haar. Er hat einen saloppen, schwarzen Lüsterjakko, sein ganzer Körper ist von einer schlaffen Beweglichkeit.

„Mein Herr, Sie können auch die Räume des Schlosses sehen!“ ruft er den einzelnen Fremden italienisch an. „Das ist im Eintrittsgeld mit inbegriffen!“

Er selber führt den Amerikaner, sie steigen Treppen, sehen Waffen, Photos, barocke Stühle, alte Bilder, nachgedunkelt und vergilbt, endlosen, einst kostbar gewesenen Krimskrams bis auf ein teppichbedecktes Bett und ein winziges Waschbecken, das aber aus erlesenem Porzellan glänzt.

Der Mann aus dem anderen Kontinent betrachtet gleichgültig alle diese Dinge, und er findet sie heimlich unendlich lächerlich, unbequem, fossil wie eine vorzeitliche Dampfmaschine oder Handpumpe. Davor hat er einmal solchen Respekt gehabt? Das schien ihm einst aller Inbegriff eines vollkommenen Daseins?

„Wo lebt der Graf?“

„Nicht hier. Er bewohnt sein Schloß gar nicht. Er lebt in Spalato.“

„Wie geht es ihm?“

„Oh, danke, Exzellenza, er ist zufrieden. Man muß ja zufrieden sein.“ Das lebhafte Auge blinzelt und weicht aus.

Der große, hagere Amerikaner wendet sich auf der Treppe um. „Duschan!“ sagte er, sonst nichts.

Der andere dreht den Kopf zur Wand. „Sie haben mich mißverstanden, Exzellenza. Ich bin nicht der Graf Carozza. Ich bin ... sein Freund bin ich. Ich verwalte alles. Er ... er hat sich nie auf Geschäfte verstanden. Es muß etwas getan werden, um ihm die ... Reste seines Vermögens zu erhalten ... Wohin wünschen Exzellenza jetzt?“

„Zum Brunnen. Danke. Ich brauche keinen Führer. Ich weiß den Weg. Und grüßen Sie den Grafen, wenn Sie ihn sehen.“

„Von wem, wenn ich bitten darf?“

„Von John Eastman, der einmal Ivan Francic hieß.“

Ein Ton der Ueberraschung, aber keine Antwort.

Der Besucher schlägt den Pfad in den blühenden Lorbeerwald ein. Wie ist dieser Lorbeer gewachsen! Und immer noch riecht er so betäubend. Einmal hat sich Mariana Zweige in die schwarzen Zöpfe gesteckt, und ihr Kopf war von einer Wolke voll süßer Bitternis umschwebt. Wo ist Mariana, an die er mindestens vierzig Jahre nicht gedacht hat? Wo ist er selber? Er achtet gar nicht darauf, daß der Führer schweigend neben ihm hergeht. Da ist die Wasserleitung, römische Bogen, grün von Efeu.

Der Mann aus USA. setzt sich auf den Brunnenrand. Er nimmt den Hut ab. Sein volles Haar scheint etwas vom stummen Silber des Wassers widerzuspiegeln. Auch der andere setzt sich. Lächelt. Verschmitzt und ein bißchen verlegen. Und jetzt ist er es, der sagt: „Ivan!“

Der nickt nur. „Erkennst du mich jetzt?“

„Ich habe dich gleich erkannt. Aber drinnen ... ich nehme Eintritt, weil ich davon lebe, und zeige das Schloß wie mein eigener Kastellan. Da kann ich doch nicht zugeben, daß ich der Graf Carozza bin.“

„Immer noch der alte!“

„Bist du nicht auch der alte geblieben?“

„Nein. Ich glaube nicht. Oder doch. Denn ich bin doch noch einmal hergekommen.“

„Ich habe deinen Namen oder den, der jetzt der deinige ist, gelesen. Du hast einen bewunderungswürdigen Aufstieg gemacht.“

Francic wischt mit der flachen Hand über den Brunnenrand. In diesem Augenblick wiegen ihm sein Reichtum und seine Macht lächerlich wenig. „Hier war ich jung!“ Er meint nicht das, was die Worte bedeuten. Er meint etwas anderes, etwas, das man nicht gern aussprechen mag, und das vielleicht heißen könnte: Hier habe ich gewußt, daß ich eine Seele habe.

Der andere hat, als verstünde er ihn trotzdem. Und antwortet: „Ich bin hier alt geworden.“ Und das soll bedeuten: Was habe ich vom Leben gehabt? Hier in diesem Winkel?

Der Brunnen hat dasselbe gläserne Gleißen wie in ihrer Knabenzeit. Sie sehen es beide, und diese Unvergänglichkeit tut ihnen irgendwie weh.

„Hast du Familie?“

„Nein. Man heiratet nicht auf die Armut eines alten Namens hin. Und du?“

„Auch ich nicht. Soll ich eine Frau nur für mein Geld haben?“ Die Luft ist körperhaft schwer vom Duft des Lorbeeres. Er könnte nach Mariana fragen. Er tut es nicht. Wozu?

Keiner verrät dem anderen, daß er eigentlich bisher ganz zufrieden mit seinem Dasein war. Und daß er es wieder zu sein hofft in der natürlich bedächtigen Kargheit des Alters, wenn nur die beunruhigende Parallele mit einer anderen Art von Leben verschwunden sein wird.

„Ich muß gehen, Duschan, leb wohl und alles Gute!“

„Dir auch. Ich freue mich, daß du mich nicht ganz vergessen hast.“

Mister Eastman geht durch den berühmten Garten, der ihm jetzt unbedeutend und uninteressant vorkommt, durch den Ausgang, den verwahrlosten steinigen Weg zum Meer hinunter. Und denkt aufatmend: Wie beschränkt ist das alles! Wie modrig! Wie sinnlos läuft dieses Leben aus! Nichts hat er geleistet. Alles war nur Abbau. Ich möchte mir die Hände waschen. Das Gefühl, so unnütze Greisenfinger zu berühren ... das ist Europa. Nie wieder ... überhaupt, nie wieder!

Am Abend bei dem sehr frugalen Mahl aber sagt der weißstoppelige Duschan zu seiner eisgrauen Haushälterin (die mehr Einfluß auf sein Leben genommen hat, als er sich selber eingesteht): „Ja, wozu ist er eigentlich noch einmal hierhergekommen, dieser Ivan Francic? Wir hatten ihn hier doch alle längst vergessen. Welches Dasein! Wie entwurzelt ist dieser Mensch! Nicht einmal seinen Namen hat er behalten. Das ist Amerika! Er mag ja reich sein — aber ich danke für solchen Reichtum, der einem Leben und Persönlichkeit frißt. Was murmelst du da, Mariana?“

„Ich, ach so, wegen des Ivan Francic. Ich denke schon gar nicht mehr an ihn. Aber der gnädige Herr sollte Postkarten nachbestellen. Der Verkauf hebt sich. Wir haben heute siebenundfünfzig Dinar eingenommen. In acht Tagen, nun, vielleicht schon in sieben, kann ich zu diesem meineidigen Schuft von Schneider gehen und den neuen schwarzen Rock für den gnädigen Herrn anmessen lassen.“

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 72 | **7. Sept. 1932** | **6. Jahrgang**

Gegen den Strom

Roman von Olga Wohlbürd

(Nachdruck verboten)

37. Fortsetzung)

Marianne drückte ihre Lippen auf die Unterschrift.

Ihr nächster Gedanke galt Greinz. Warum war er nicht da, daß sie ihm den Brief gleich zeigen, ihm die Sorge um sie nehmen konnte?

Ganz anders sah sie die Eltern als bisher. So nahe fühlte sie sich ihnen — als wäre alles ausgelöscht, was sich in diesen Jahren an Groll und Verbitterung in ihr angesammelt, was in früheren Zeiten an Freundschaft zwischen ihr und ihnen lag.

Greinz konnte ruhig sein: auch sie wurde in Sehnsucht und Liebe erwartet wie er.

Die Kammerfrau klopfte an und fragte, ob sie beim Ankleiden helfen solle. „Nötig ist's wohl nicht mehr, was?“

Ihr Atem roch nach Wein, und ihre Augen blickten glasig.

Marianne wandte sich ab, weil es ihr peinlich war, sie in dem Zustande zu sehen.

„Ich glaube, es ist das beste, Sie treten gleich morgen Ihre neue Stelle an,“ sagte sie.

„Warum denn? Hat das Fräulein vielleicht Grund, über mich zu klagen?“ Sie blickte Marianne dreist in die Augen und fuhr fort:

„Ein jeder sucht seinen Spaß, wo er ihn findet. Das Fräulein hat sich den Herzog auch nicht im Kloster gesucht.“ Sie war total betrunken.

Fünf Jahre hatte Marianne sie in ihren Diensten gehabt. Jetzt erst sah sie ihr wahres Gesicht.

Sie wollte erst nach Greinz fragen. Aber jedes weitere Wort an die Person war ihr unmöglich.

Der alte Kammerdiener bat um Einlaß.

Er war in Zivil.

Die höfische Eleganz war wie weggewischt. Er streckte Marianne die Hand hin und tat es nicht ohne biedere Gönnerschaft.

„Na, nun is ja wohl auch für Sie hier ... Werd' es auch bei Hofe erzählen, wenn die Gelegenheit es so mit sich bringt. Alles, was recht ist. Sie hätten sich 'n Vermögen machen können, Fräulein, wenn Sie's schlau angefangen hätten! Nicht mal so schlau, nur 'n bißchen klug. Waren zu stolz, Fräulein. Na — 's wird schon geh'n. Sie sind ja noch in den besten Jahren. Und wenn's mal wirklich schief geh'n sollte, der Kammerherr von Zollingen ist ein ganz anständiger Mensch, wissen Sie. Nur nicht zieren! Zimmer ran, Hausschauen wird immer was! Sie haben's ja auch redlich verdient, weiß Gott. Schon die Pflege allein. Die Schwestern werden's auch bezeugen ...“

Es war gut gemeint. Sie konnte ihm nicht einmal die Tür weisen. Zum Schluß entschuldigte er sich sogar, daß er so spät noch gekommen sei, aber morgen mit dem Frühesten sollte er fort. Und da würde das Fräulein wohl noch schlafen nach all der Aufregung ...

Die mußte ihre Hand in die seine legen. Und durfte es allenfalls als Auszeichnung betrachten, daß er sie kräftig drückte. —

Als er ihr Zimmer verließ, schlug die Gittertür hart ins Schloß.

„Das ist Herr von der Greinz, der nach Hause kommt,“ sagte der Kammerdiener beruhigend und lächelte leise und aufmunternd.

Marianne riegelte sich in ihrem Schlafzimmer ein.

Sonst kam am Ende jeder von der Dienerschaft und verabschiedete sich von ihr auf seine Weise.

Das durfte nicht sein — sie hätte es nicht ertragen.

Greinz wagte sie nicht mehr herunterzubitten. Ihre Empfindsamkeit hatte sich krankhaft gesteigert, und sie fürchtete, auch von der Kammerfrau angelächelt zu werden wie vom Kammerdiener.

Sie mußte warten, bis es Tag wurde. Dann zeigte sie Greinz den Brief, dann ...

Noch einmal las sie die Worte ihrer Mutter, bevor sie einschlief.

Und wieder, wie schon einmal, hörte sie die Linden rauschen ... Sie sah ihre zwei Zimmer in der „Goldenen Krone“. Ihr hübsches, helles Musikzimmer mit den Bildern an den Wänden, dem orangefarbenen Lampenschirm, dem Bechstein ...

Schmerzlich würde es für sie sein ... alte Erinnerungen würden aufsteigen — schöne und schmerzliche. Sie würde den Weg zurückfinden zur Vergangenheit. Schritt für Schritt — zu sich selbst. Ihr lieber, alter Flügel ... Ob sie noch spielen konnte wie einst ...?

Üben müßte sie — acht Stunden täglich, bis sie wieder was konnte. Bis sie wieder ihr Leben aufzubauen vermochte. Und wenn Klaus Stöven zu Besuch kam, weil der Vater ihm Bestellungen machen mußte für das Hotel, dann würden sie sich ganz freundschaftlich miteinander

unterhalten, und er wurde sagen: „Wie schon, Frau Marianne, daß sie nach Hause gekommen sind.“

Wie ein Traum war das alles. Ein erlösender Traum.

Sie streckte den Arm aus, als wollte sie ihn festhalten. Da wachte sie auf.

Verwirrt starrte sie in die Dunkelheit; fand sich nicht gleich zurecht. Plötzlich hörte sie ein dumpfes, kurzes Geräusch — dem Sturze eines schweren Gegenstandes gleich . . . Das war gewiß einer von der Dienerschaft, der angerannten die Treppe hinaufgestolpert und gefallen war . . .

Sie richtete sich im Bett auf, lauschte mit angehaltenem Atem. Nichts. Dumpfe Stille. Nur das silbrige Rauschen des Meeres.

Sie stieß einen zitternden Seufzer aus, griff nach ihrem Brief und schlief wieder ein.

Lautes Pochen gegen ihre Tür weckte sie.

„Ja, was ist?“

Ein paar Stimmen antworteten gleichzeitig. Sie konnte nichts verstehen.

Sie sprang aus dem Bett. Barfuß. Warf einen Morgenrock um, schloß auf. Stand auf der Schwelle.

„Was ist geschehen?“

„Herr von der Greinz . . . Auf dem Teppich . . . ganz steif . . .!“

Sie stürzte die Treppe hinauf, bloßfüßig, mit fliegendem Haar.

Die Türen standen weit auf. Es war eisig kalt überall, und der Sturm rüttelte von draußen an den nachlässig verriegelten Fenstern.

„Greinz . . . Greinz . . .“

Marianne schrie es in die leeren Zimmer hinein. Ihre Zähne schlugen aneinander. Ihre bloßen Füße setzten achtlos über kalte Steinfliesen und glattes Parkett.

„Greinz . . .!“

Der Ruf blieb ihr in der Kehle stecken.

In seinem Arbeitszimmer, neben dem Schreibsessel, auf dem roten Teppichfries, lag von der Greinz. Regungslos. Einen Revolver in der festgeschlossenen Rechten, und ein kleines, schwarzgerandetes Loch in der Schläfe. Ein schmaler Streifen Blutes war längs der Wange herabgesickert und verlor sich im Rot des Teppichs.

Etwas wie Wahnsinn glomm in Mariannens weit aufgerissenen Augen auf.

Sie kreiste um den Toten . . .

„Warum hat er das getan — warum? Er hat mir nichts gesagt. Warum hat er mir nichts gesagt . . .? Ich kann nichts dafür . . . nichts kann ich dafür . . .“

Sie schlug sich an der Ecke des Schreibtisches. Da blieb sie stehen, und ihre Augen fielen auf die Briefe, die geschlossen und adressiert nebeneinanderlagen: an seine Mutter, an den regierenden Fürsten . . . an das Kommissariat und an — sie. „Fräulein Marianne Lindlieb.“

Sie riß den Brief an sich, verbarg ihn unter ihrem Morgenrock. Blickte um sich wie ein gehetztes Wild.

Niemand achtete auf sie. Alles stürzte dem Kommissar entgegen, der mit zwei Beamten das Zimmer betrat.

„Nichts wird hier angerührt!“ rief er.

Er ging auf Marianne zu.

„Ihren Namen, bitte . . . den richtigen natürlich!“

„Marianne Lindlieb.“

„Verehelicht?“ — „Nein.“

„Alter?“

„Achtundzwanzig.“

„Wohnhaft?“ — „Hier.“

„Sind Sie mit dem Verstorbenen verwandt?“

„Nein.“

Alles drehte sich um Marianne.

Welch neuer Schmutz sollte sie besudeln?

Die Kammerfrau, mit gewickeltem Stirnhaar, in einer von Mariannens Frisierjacken, stürzte in gutmütiger Aufwallung vor.

„Aber Herr Kommissar, Sie wissen doch, das Fräulein ist die Freundin vom verstorbenen Herzog . . .“

„So . . . ja . . . natürlich. Also, die Dame kann sich entfernen. Aber Sie bleiben. Name . . .?“

Das Verhör wurde fortgesetzt.

Ein Polizeibeamter brachte Marianne bis in ihr Zimmer.

Sie war jetzt wieder ruhig. Von jener übernatürlichen Ruhe, die mit unheimlicher Genauigkeit eine logische Folge äußerer Handlungen aneinanderreihen läßt, deren Sinn kaum zum Bewußtsein des Handelnden kommt.

Sie ordnete ihr Haar und kleidete sich an. Dann packte sie ein paar Wäschestücke und Toilettengegenstände in eine Handtasche. In ihrem Schreibtisch lag ein versiegelter Umschlag mit fünfhundert Franc. Sie hatte sie in einer Wohltätigkeitslotterie gewonnen. Seit zwei Jahren ruhte das Geld in demselben Umschlag, in dem sie es erhalten. Es war das einzige, was sie als ihr Eigentum betrachtete. Sie steckte es ein. Dann suchte sie den einfachsten Mantel, den einfachsten Hut heraus — und erst, nachdem sie völlig bereit war zum Fortgehen, gleichsam bereit, vor den Worten fortzulaufen, die ihr aus dem Briefe von Greinz entgegenstarren würden, setzte sie sich auf den Bettrand und faltete das Blatt auseinander. Es stand nichts darin, was sie sich nicht selbst gesagt hatte.

Er konnte den Eid nicht halten, den er dem Sterbenden gegeben hatte, um ihm die letzten Lebensstunden zu erleichtern und seine Gewissensqualen zu beschwichtigen — konnte ihr die „goldene Brücke“ nicht bauen: „Ich stehe nicht allein. Es gibt Dinge, die meine Mutter und meine Schwestern nie begreifen, nie ertragen — und an denen sie mehr leiden würden als an meinem Tod. Als Offizier aber gibt es für mich keinen Schwur, den ich — „nicht zu halten brauchte“. Begehe ich einen Eidbruch, so muß ich die Konsequenz ziehen. Es bleibt mir keine Wahl. Als Mensch aber, der bald über allen Ehrensatzungen dieser Welt steht, neige ich mich tief vor Ihnen, so tief, wie noch nie vor einer Frau. Und darum bitte ich Sie, geben Sie mir das Geleit. Ich habe Sorge dafür getragen, daß die Meinen Ihren Weg zu meiner letzten Ruhestatt nicht kreuzen. Denn ich bin Ihnen ergeben — bis an mein Lebensende . . .“

An einem goldleuchtenden Vormittag warf Marianne Lindlieb drei Hände voll Erde auf den schmucklosen Sarg des Adjutanten seiner verewigten Hoheit, des Herzogs Franz Günther. Sie murmelte immerwährend etwas vor sich hin. Aber weil es in deutscher Sprache war, verstand sie niemand.

Krampfhaft hielt sie eine schwarze Reisetasche fest. Zweimal sank sie in die Knie. Ein paar italienische Weiber wollten sie stützen. Aber sie schüttelte den Kopf. Als die Totengräber das Grab zugeschaufelt hatten, merkte sie, daß es nackt und kahl war. Ohne eine Blume. Die Blumen mochten Mutter und Schwester bringen . . . mit ihren reinen Herzen . . . morgen . . . wenn sie kamen . . . w e n n sie kamen.

Sie löste ihren schwarzen Schleier vom Hut und warf ihn über einen Mandelbaum. Nun wehte er wie eine Trauerfahne.

Die Sonne schlug ihr ins Gesicht — erbarmungslos.

Langsam schritt sie die Anhöhe herunter, auf der der Friedhof lag.

Das Meer glitzerte und funkelte, und die weißen Kiesel schimmerten wie das leuchtende Gebiß eines Riesenrachens mit schaumbedeckten zackigen Lefzen. Einmal noch auf einer Bank am Strande ruhen! Einmal noch beim Anblick der blauen Unendlichkeit vom Ewigkeitsgefühl übermannt werden und beim sanften Gebrause aus unergründlicher Tiefe kurzes Vergessen finden . . .

Ein Wagen wurde von einer Dienerin über den Strandkies gerollt, so nah, daß der feine, weiße Schaum die Räder hinaufspritzte.

Im Wagen saß eine zierliche Dame mit silberweißem Haar. Ihr Gesicht war zart und leidend, aber in ihren dunklen Augen lag ein Schimmer ewiger Jugend.

Es war die kleine Madame Stöven. Und neben dem Wagen, ein wenig zu ihr herabgebeugt, kleiner als früher, gleichsam eingetrocknet, in elegantem geschweiften Mantel und grauem feinen Filzhut, den Stock mit silberner Krücke auf dem Rücken, ging Herr Stöven.

Sie sprachen wie immer dasselbe. Tauschten die kleinen nichtigen Ereignisse ihres stillen Lebens aus, in einem Ton zärtlicher Freundschaft und sorglicher Behutsamkeit.

Aber Madame Stövens Hände fuhren heute merkwürdig hastig und erregt über die seidene Decke, die über ihre Knie gebreitet war.

„Was ist dir denn heute, meine Liebe? Du hältst ja gar nicht still!“

„Ich muß immerzu an Marianne denken, seit ich die Zeitungen gelesen habe. Sie sagen, daß sie auch hier in Mentone ist — vielleicht der Hilfe, des Schutzes bedarf.“

(Fortsetzung folgt)

Das Gewitter

Skizze von Hubert Doerrschuck

Verlassen liegt die enge Gasse in der Hitze des Sommernachmittags. Schwer und drückend lastet die Schwüle auf den Häusern der Stadt. Hie und da wischen dichte Wolkenballen den Sonnenschein von den Dächern, und die tiefschwarzen Schlagschatten auf dem grelleuchtenden Pflaster verschwinden in einem einförmigen Grau. Immer seltener findet die Sonne eine Lücke zwischen den aufziehenden Wolken. Drückender wird die Hitze.

Dann hängt der Himmel als eine einzige bleigraue Masse über dem Häusermeer. Das fahle, schattenlose Dämmern mitten am hellen Tag birgt etwas Unheimliches, Drohendes in sich. Eine unheilschwangere Atmosphäre, geladen mit einer sich bis zur Unerträglichkeit steigernden Spannung, brütet in den engen Gassen.

Urplötzlich fegen dürre Blätter und Papierfetzen über das Pflaster. Kleine Sandwirbel tanzen.

Die Wolken werden schwärzer, haben drohende, schwefelgelbe Ränder und hängen tief. Die Sandwirbel sind verschwunden. Dafür treibt der Wind dichte Staubwolken durch die Straßen.

Dann zuckt der erste Blitz durch's fahle Gewölk, und der krachende Donnerschlag wirkt in der stillen, gespannter Schwüle wie eine Erlösung. Stoßartig zerrt der Wind an der wenigen Bäumen, peitscht wild ihre Aeste durcheinander, die sich ächzend biegen, als zögen Riesenkräfte sie zu Boden.

Eine Haustür öffnet sich, und ein Mann eilt die menschenleere Straße hinab. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Hände auf dem Rücken ineinandergekrampft, stürmt er gegen den Wind.

Was man unter dem Hut vom Gesicht erkennen kann, sind zwei stark hervorspringende Backenknochen, die Nase ist festgefügt, mit breiten Nüstern. Darunter, über dem kräftigen Kinn, eine gewaltige, wie mit dem Meißel gehauene Furche — der Mund. Die Augenlider lassen nur einen dünnen Spalt offen, aber manchmal leuchtet es hervor wie Blitze, die verraten, daß hinter der steinernen Maske Gluten heißer Leidenschaften brennen. Wilde Kraft und machtvoller Wille gehen von diesem Antlitz aus. Man vergißt, daß dieser Mensch klein ist und oft unter den Stößen des Sturmes schwankt.

Eben durchschreitet er das Stadttor und verschwindet.

Draußen rast der Sturm mit unverminderter Wucht. Von allen Seiten stürmt er auf den Menschen ein. Der wankt wieder etwas, doch dann eilt er, mit dem Wind kämpfend, die Stadtmauer entlang.

Wieder zuckt ein Blitz, und das Krachen des Donners folgt, als wolle sich der ganze Himmel öffnen. Eine kurze Stille.

Dann zuckt Blitz auf Blitz. Das ganze Firmament ist ein einziges Feuermeer. Die krachenden Donnerschläge werden zu einem anhaltenden tosenden Brüllen. Zwischen dem dumpf grollenden Dröhnen ein ohrenzerreißendes Knattern wie prasselnde Gewehrsalven.

In diesem wilden Rasen der entfesselten Elemente stürmt der einsame Mann, schräg gegen den Wind gestemmt, dahin. Wie ein Jauchzen wirft er sich gegen die anstürmenden Böen. Ein kraftvoller Wille treibt ihn vorwärts. Der Wille zum Kampf. Aus seinen Augen strahlt wildes Freuen. All' Hemmungen sind abgefallen von ihm. Das tolle, maßlose Toben der Natur hat alle seine verhaltenen Leidenschaften entfesselt. Gewaltige Melodien, geahnt, gesucht, erklingen in seinem Innern. Er singt, er brüllt, mit dem Sturm um die Wette. —

Zweimal schon hat er die Stadt umkreist. Endlich läuft er durch das Stadttor zurück, durch die engen Gassen, die angefüllt sind mit tosendem Krachen, und als er sein Haus erreicht, prasselt jäh der erste Regenschauer auf das Pflaster.

Dann sitzt er oben am Flügel, und während draußen die Elemente toben, braust drinnen durch den Raum ein fieberndes Furioso.

Gebeugt, den Kopf zwischen den Schultern, sitzt der Mensch, und seine Hände wühlen in den Tasten. Aufstöhnen die Saiten! Wild, gewaltig klagen grelle, schmerzzerissene Akkorde. In hohlen Quinten, Klängen grauenhafter Hoffnungslosigkeit, baut es sich auf, um in rasenden chromatischen Läufen zusammenzustürzen. In das dumpfe Dröhnen der Bässe mischen sich gellende Disharmonien, wie Schreie losbrechender Verzweiflung.

Ins Maßlose wächst das Rasen. In brausenden Kaskaden entrauschen die Töne dem Flügel. Das Toben höllischer, bis zum Wahnsinn gehetzter Leidenschaften. Gewaltige Dissonanzen stöhnen, als zertrümmere er mit Titanenhänden die Altäre der Erde.

Dann plötzlich erwacht ein mächtiges, feierliches Motiv, um in einem Chaos wilder Töne zu versinken. Und wieder kommt es. Es ist wie ein gewaltiges Ringen prometheischer Kräfte gegen finstere Mächte. Doch immer sieghafter rauscht es in ehernen Klängen, nur hie und da mischen sich, mehr und mehr verdrängt, bange Zweifel.

Ruckweise hebt sich des Menschen Haupt. Die Augen sind geschlossen. Ein Titanenhaupt, groß und gewaltig, wie seine Musik.

Dann ein feierliches Maestoso. Mit tönenden Oktaven beginnt es wie hallende Posaunenrufe, klingt aus in einer mächtigen Fermate. — Leise, weiche Baßakkorde. Ein neues Thema baut sich auf, schwillt an und leitet über in ein verhaltenes Piano der hohen Lagen. —

Wieder greifen die Hände kraftvoll in die Tasten und das Anfangsmotiv steigert sich zu einem machtvollen Finale.

Draußen, über der Stadt, ein letztes verhallendes Grollen des abziehenden Gewitters.

Das Lied „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ hat seine Vertonung gefunden.

Der Vergessene

Skizze von Annie France-Harrar

Als der alte Amerikaner aus dem kleinen Ausflugsdampfer stieg, fiel sein erster Blick auf die neue kleine Mole. Er besann sich. Nein, damals war hier keine Mole, fuhr das Boot in der winzigen Bucht knirschend auf.

Beinahe als letzter stieg er den steilen und steinigen Weg zu den berühmten Gärten empor. Er fühlte etwas wie Enttäuschung, aber diese Enttäuschung galt ihm selbst. Er war sicher, mehr als fünfzig Jahre lang alles so genau und scharf in der Erinnerung behalten zu haben, als ob es gleich einem Stahlstich in sein Gedächtnis eingeritzt sei. Doch jetzt sah er, daß ihm vieles entschwunden war.

Er blieb stehen und wandte sein Gesicht dem Meere zu. Irgendwie war ihm der Gedanke gekommen, er könne vielleicht von hier aus seine schöne, große Jacht sehen, die draußen an der Küste lag, nicht allzuweit von Spalato. Es war ein so gutes, edelgebautes Schiff. In dieser Stunde war es doppelt angenehm und beruhigend, an die Jacht und im Zusammenhang mit ihr an die ganze unabhängige und machtgetragene Situation seines jetzigen Lebens zu denken. Denn der alte Mann fühlte sich irgendwie beunruhigt; er fühlte, daß ihm hier in der Heimat die Dinge näher kamen, als er es für gut fand.

Die Jacht war natürlich nicht zu sehen, und so stieg er weiter bergan.

Einige Kinder und Frauen standen an der ersten Wegbiegung, boten Blumensträuße an. Ein paar hatten in Weidenkörbchen braune Früchte des Johannisbrotbaumes. — Ein armseliger Willkomm! dachte der Heimgekehrte. Und es geht ihnen noch immer schlecht. Wahrscheinlich können sie auch in diesem Jahr wieder keinen Wein und kein Oel verkaufen. Er warf einen Blick über die Inseln, die dunkel oder steingrau den Horizont des Meeres durchbrachen. Und die er noch alle zu nennen wußte, denn als Knabe war er oft genug hinausgefahren, um Tintenfische oder Langusten zu fangen. Aus seinem gegenwärtigen Dasein, aus der Welt eines enorm reichen Oelmagnaten heraus schien ihm diese